

Buchbesprechungen

Altes Testament

Jahrbuch für Biblische Theologie: Natur und Schöpfung (JBTH 34, 2019). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2020, 366 S., 49,99 €, ISBN 978-3-7887-3497-8

Wie lässt sich das Verhältnis von Natur und Schöpfung theologisch bestimmen? Was versteht die Bibel unter „Natur“ und „Schöpfung“, für die zumindest das Alte Testament selbst gar keine eigenen Begriffe kennt? Womit nun soll der Mensch verantwortlich umgehen? In dem neu erschienenen *Jahrbuch für Biblische Theologie* beschäftigen sich 15 Theologinnen und Theologen aus unterschiedlichen Perspektiven mit dem alten und zugleich aktuell brisanten Thema *Natur und Schöpfung*. Da die Autorinnen und Autoren zum Zeitpunkt des Verfassens ihrer Texte noch nicht ahnen konnten, wie sehr die COVID-19-Pandemie die Welt aufwühlen würde, handelt es sich bei dieser Veröffentlichung um „ein Experiment. Es ist getragen von der Überzeugung, dass die Beiträge auch in das neu eingefärbte kulturelle Klima [seit Corona, M. B.] zu sprechen vermögen“ (1), so schreibt der Systematiker Günter Thomas zu Beginn seines einleitenden Artikels (1-24). In einer eher asymptotischen als definitiven Klärung des theologischen Naturbegriffs legt er die Mehrdeutigkeiten und Ambivalenzen offen, die sich hinter der Thematik verbergen, und resümiert: „Die Ambivalenz in der Sache erinnert die Glaubenden daran, dass sie [...] an einen lebendigen Gott der Lebendigen glauben, der sich zu der Natur [...] verhält“ (24). Gemäß der Konzeption des Jahrbuchs widmet sich der Sammelband zunächst den biblischen Grundlagen. Sara Kipfer, Konrad Schmid und Markus Saur reflektieren über Natur und Naturkonzepte in der Hebräischen Bibel, ein

Thema, zu dem es in der alttestamentlichen Wissenschaft bislang nur vereinzelt Studien gibt (27-90). Während Kipfer sowohl das Verhältnis des Menschen im Ersten Testament als auch das Verhältnis Gottes zur Natur betrachtet, beleuchtet Schmid das Verhältnis von Natur und Ordnung in der alttestamentlichen Prophetie. Saur untersucht diese Thematik („Schöpfung als dynamische Ordnung“) in der Weisheitsliteratur. Es folgen drei Beiträge von Neutestamentlern, die das Naturverständnis in den synoptischen Evangelien (Tobias Niklas), im Johannesevangelium (Ruben Zimmermann) sowie bei Paulus – am Beispiel von Röm 8 – (Samuel Vollenweider) in den Blick nehmen (93-177). Den Part zur Kirchen- und Theologiegeschichte füllen Volker Leppin mit einer Untersuchung der biblischen Motive im Sonnengesang des Franz von Assisi, Willemien Otten, die den Schwerpunkt auf die Naturwahrnehmungen der Romantik legt, und Wolfgang Schobert, der der Frage nach der Lesbarkeit des ‚Buches der Natur‘ nachgeht (181-242). Johanna Rahner und Rainer Hagencord eröffnen klassisch-dogmatische („Natur und Gnade“) und tierethische Perspektiven („Vom Mitsein des Menschen mit allem Lebendigen“) (245-298). Mit den Beiträgen aus der Praktischen Theologie, in denen die Stellung der Natur als Schöpfung in der christlichen Dichtung (Sven Grosse), im Religionsunterricht (Mirjam Zimmermann) sowie in der Diakonie (Johannes Eurich) betrachtet wird, endet der Sammelband (301-354).

So unterschiedlich die einzelnen theologischen Forschungsbeiträge des Jahrbuchs sind, sie eint eine gemeinsame Motivation: „Die Theologie darf das Thema der Natur nicht den außertheologischen Disziplinen überlassen, weil sie

etwas Wesentliches zu ihrem Verständnis und zu ihrer Relevanz beizutragen hat“, (Bernd Janowski/Günter Thomas, VIII). Dies zu zeigen, ist dem Band hervorragend gelungen. Er bietet nicht nur, ausgehend von der Untersuchung der biblischen Grundlagen, Orientierung und Differenzierung für die Verhältnis-

bestimmung von *Natur und Schöpfung* an, sondern lässt dank seiner kompakten Vielseitigkeit weiterdenken und übernommene Gegenwartüberzeugungen kritisch hinterfragen.

Marlen Bunzel

Philosophie

Heinrich Schmidinger, *Grenzgänge. Philosophische Erkundungen des Christentums* (Salzburger Theologische Studien 61), Innsbruck - Wien: Tyrolia-Verlag 2018, 310 S., 34,00 €, ISBN 978-3-7022-3731-8

Grenzen markieren Schnittbereiche zwischen diversen Lebensformen, Grundhaltungen und Gegenständen. Heinrich Schmidingers Werk widmet sich diesen Erfahrungen aus interdisziplinärer Perspektive. Grundlage bilden gesammelte Aufsätze, die der Verfasser in verschiedenen Zeitschriften und Sammelbänden veröffentlicht hat. Schmidingers Hauptanliegen ist es, den geistigen Impulsen nachzuspüren, die aus dem Christentum sowohl inhaltlich als auch in ethischer und ästhetischer Sicht hervorgehen. Dies geschieht als philosophische Erkundung, „zum Teil bewusst als Soliloquium“ (7).

Der Vf. gliedert sein Werk in drei thematische Abschnitte, die den christlichen Glauben aus ästhetischer, literarischer und religionsphilosophischer Sicht beleuchten. Den Abschnitten vorangestellt ist als Hinführung eine philosophisch-theologische Erörterung ‚der Grenze‘. Der Vf. sieht in der Individualität und der Würde des Menschen eine inkommensurable Größe, etwas, das sich durch „vollkommene Einmaligkeit, absolute Unersetzlichkeit, [...] personale Singularität, prinzipielle Unvergleichbarkeit“ (12) auszeichnet. Schmidinger hebt auf den Zirkel jeder Bewusstseinsphilosophie ab: Das in der Individualität sich

manifestierende Zu-sich-sein-Können ließe sich, so der Vf., nicht empirisch-naturwissenschaftlich ableiten, „weil jede Ableitung mit ihm operieren, es als gegeben voraussetzen“ (15) muss. Der Mensch stoße hier an eine Grenze.

In Kapitel I skizziert der Vf. unterschiedliche Stilmittel zur Vermittlung des Glaubens und behandelt ethische Aspekte des Glaubensvollzugs. Hier finden sich, unter Bezugnahme auf die humanistische Tradition, Aufsätze, die den Themen der Ironie, der Demut, dem Humor und der Toleranz gewidmet sind. Der Vf. stellt sich zum einen die Frage, ob eine christliche Philosophie, deren „Selbstverständnis aus der Beziehung zwischen Vernunft und Jenseits der Vernunft“ (61) resultiert, „ihre paradoxe Stellung nicht ironisch realisieren und aushalten könnte“ (61). Zum anderen versucht der Vf. zu erörtern, ob ein „aus Demut, Humor und Toleranz erwachende[s] Ethos spezifisch christlich motiviert sein“ (77) kann.

Im II. Kapitel befasst sich der Vf. zunächst mit der Entstehung der Sinnfrage, die aus verschiedenen Sinnkrisen der Geistes- und Kulturgeschichte, ausgelöst etwa durch die Entstehung der neuzeitlichen Hermeneutik und der Verselbstständigung der Naturwissenschaften, resultiere. Die weiteren Beiträge dieses Kapitels gehen auf die Sprachformen der literarischen Werke von Ingeborg Bachmann, Thomas Bernhard und Fjodor Dostojewski ein. Der Vf. versucht in seinen Ausführungen aufzuzeigen, wie die

Wirklichkeit als Ganzes literarisch vermittelt wird.

Im III. Kapitel werden religionsphilosophische Aspekte behandelt. Im ersten Beitrag formuliert der Vf. Thesen zur philosophischen Theologie. Im zweiten Beitrag kontextualisiert er die Vorstellung von der Gottebenbildlichkeit des Menschen historisch und stellt sich gegen jede Form einer reduktionistischen Anthropologie. In den darauffolgenden Beiträgen versucht sich der Vf. an einer Verhältnisbestimmung von Philosophie und Theologie. Ausgehend von der Äußerung Martin Heideggers „Nur noch ein Gott kann uns retten“ hält Schmidinger fest, dass die Frage nach der Macht oder Ohnmacht der Philosophie sich daran entscheidet, ob ihr zugetraut wird, zu den Fragen, welche die Wirklichkeit als Ganzes betreffen, „wenn schon keine Antworten, so doch wenigstens Klarheit zu verschaffen“ (294). Über das Fragen der Philosophie kann eine indirekte An-

näherung an den Glauben erreicht werden, so Schmidinger im Anschluss an Sören Kierkegaard. Als Ergebnis hält der Vf. aber fest, „dass die Philosophie von ihrem Wesen her alles andere als Soteriologie sein will“ (282).

Schmidingers skizzenhafte, lose zusammenhängende, interdisziplinäre Ausführungen lassen sich als Explikation einer philosophischen Theologie verstehen, die Gott in unterschiedlichen Formen und Bereichen des Lebens zu entdecken versucht. Insofern zeigen sich die Beiträge als ein gelungenes Werk, Gott in jenen Diskursen zu finden, die nicht von vornherein als christlich bezeichnet werden. Zugleich bietet Schmidinger einen Einblick in die Religions- und Geistesgeschichte, indem er unterschiedliche Konzepte des Redens über Gott philosophiehistorisch kontextualisiert.

Christian Seitz

Pastoraltheologie

Hadwig Ana Maria Müller, Theologie aus Beziehung. Missionstheologische und pastoraltheologische Beiträge, hg. von Reinhard Feiter, Monika Heidkamp und Marco Moerschbacher, Ostfildern 2020, 351 S., 38,00 €, ISBN 978-3-7867-4028-5

Hadwig Müller ist innerhalb der pastoraltheologischen Szene des deutschen Sprachgebietes schon seit vielen Jahren als Brückenbauerin zu anderen Kulturen und ihren theologischen Diskursen und Praxisfeldern bekannt. Ihre Arbeit als „Übersetzerin“ auf vielen dieser Gebiete – insbesondere nach und aus Brasilien bzw. Frankreich – zu würdigen, ist Ziel dieses Bandes, der verschiedene Aufsätze Hadwig Müllers wiederpubliziert, neu thematisch bzw. werkgenealogisch einordnet und in zwei Fällen sogar erstveröffentlicht. Entstanden ist dadurch ein originäres pastoral- und missions-

theologisches, ja in weiten Teilen geistliches Lesebuch, durch das die Vf.in ihre zutiefst biographisch durchdrungenen Lehr- und Lernerfahrungen buchstäblich mitteilt. Sie machen diesen Band einerseits wissenschaftlich zu einem äußerst lesenswerten Kompendium, zeigen überdies zugleich auf, wie unlösbar verwoben Lebens- und Glaubenserfahrungen im Angesicht eines unverwechselbaren und niemals zu vereinnahmenden „Anderen“ miteinander sind. Es ist eben jenes Andere, das wie ein Fluchtpunkt aller hier dokumentierten Erfahrungen und Überlegungen erscheint.

Aufgrund dieses besonderen Charakters liegt es vielleicht weniger nahe, eine detailgetreue Inhaltsangabe der verschiedenen angebotenen Perspektiven zu bieten. Die Entscheidung des Rez. geht daher dahin, ausgewählte Lesefrüchte zu

teilen – in der Überzeugung, dass sie innerhalb gegenwärtiger Fachdiskurse oder, besser noch, praxisbasierter Fragestellungen Impulse und Orientierungen bereithalten könnten.

Ein erstes solches Aha-Erlebnis zeigte sich beim Lesen der Reflexion zu „den Armen“. Hier kann der theologisch weithin üblich gewordene kollektivsubjektive Gebrauch bisweilen verstören. Bei Hadwig Müller liest man dazu: „Kirche und Christen sprechen oft wohlwollend von den Armen, aber dem entspricht ihr Handeln meist nur in sehr bescheidenem Maß. Sie sprechen und handeln für die Armen, aber selten nur erlauben sie ihnen, selbst das Wort zu ergreifen“ (51). Hier wird deutlich, wie sehr es der Vf.in um ein wirklich existenzielles und – soweit wie möglich – wenig vorentschiedenes Affiziertwerden durch den Anderen bzw. das Andere als unaufhebbare Prämisse ihres Denkens und Handelns geht. Dies bleibt nicht ohne Bedeutung für die „Option für die Armen“, gerade in ihrer fundamentaltheologischen Reflexion: „Die Armen – so wie sie sind und nicht etwa aufgrund irgendwelcher Tugenden – sind die unverwechselbaren [...] Bilder Gottes.“ (69) Ein weiterer Gedanke betrifft die Mission als einen Begriff, der es heutzutage schwer hat, sich von der Erblast kolonialistischer Bevormundung bzw. generell des kulturell-hegemonialen Imperialismus zu befreien. Hier macht die Vf.in, selber über lange Jahre Referentin des Missionswissenschaftlichen Instituts von Missio, Aachen, deutlich: „Es geht nicht um die Kirche, sondern um die Welt, und das sind die Menschen in einer jeweiligen konkreten Situation, und es geht darum, auf diese Menschen [...] zuzugehen, so wie Gott im Verhältnis zu den Menschen die Initiative ergriffen hat.“ (93) Was sich eingängig und wie selbstverständlich liest, erhält dann seine spezifische Brisanz, wenn man gewärtigt, wie häufig nicht nur in missions-

theologischen Diskursen der Gegenwart von der „Zukunft der Kirche“, von ihrer zu wehrenden Zerstörung, von bischöflichen Rücktritten, um „Schaden von der Kirche abzuwenden“, oder andererseits von ihrer uneingeschränkten Heilsnotwendigkeit die Rede ist. Solche, bisweilen sehr latent wirksamen „Ekklesiomorphismen“ werden durch derartige Klarstellungen, gerade in ihrer bestechenden Eingängigkeit, wohlthuend dekonstruiert. Mit sehr viel Gewinn liest man auch Passagen zum Theorie/Praxis-Verhältnis theologischer Wissenschaft, also einem Dauerbrenner theologischer Wissenschaftstheorie: „Die pastorale Dimension als Bestandteil wissenschaftlichen Austauschs bewirkt zweierlei: dass zu seinen Partnern neben Theologinnen und Theologen, die an Universitäten sind, auch jene gehören, die für die pastorale Praxis Verantwortung tragen; und dass diese Praxis nicht als nachträglich zur Theologie gesehen, sondern als ‚erster Akt‘ wahrgenommen wird, der maßgeblicher Ausgangspunkt für den ‚zweiten Akt‘ der Theologie ist.“ (148) Dieser Gedanke wird auf faszinierende Weise mithilfe eines Bildes Michel de Certeaus weiter ausgeführt: Er beschreibt Menschen, die von der 110. Etage des ehemaligen New Yorker World-Trade-Centers aus die gigantischen Bewegungen der Stadt als „Textgewebe“ wahrnehmen. Die unten laufenden Passanten sind Autor:innen eines Textes, den sie vielleicht selbst nicht wahrnehmen können. Die Verbindung nun zwischen Voyeuren „von oben“ und jenen „unten“, also den unbewussten Autor:innen, könnte darin liegen, dass die Voyeure vorher Fußgänger waren, also: „Können sie nicht etwas vom Fußgänger in sich bewahren, das Einfluss nimmt auf ihr Sehen?“ (157) Sehen im wissenschaftlichen und näherhin praktisch-theologischen Sinn könnte daher auch so verstanden werden, den bisher unbewusst selbstverfassten Text des eigenen wie fremden Handelns mithilfe

anderer Voyeure, die zugleich Fußgänger bleiben, lesen zu lernen. Ein faszinierendes Bild für jene so häufig problematisierten und nicht selten konfliktbeladenen Theorie/Praxis-Diskurse. Denn die Gefahr besteht, „dass die Begriffe eine in sich geschlossene Kunstwelt darstellen, die nur durch eine eigene innere Logik zusammengehalten wird und in gewisser Weise unabhängig von der Welt der Erfahrungen geworden ist“ (155) – mehr denn je, da sich das Kirchliche und Theologische selbst und von außen gedrängt zusehends in eine Sonderwelt begeben.

Lesenswert sind im Band auch alle Reflexionen zu einer künftigen Gemeinde- und Kirchengestalt, gerade in ihrer mitgedachten Relativierung bzw. unerkannten Zukunft, sowohl aus dem deutschen Kontext (161–179) als auch und gerade im Zuge „internationaler Lernprozesse“, insbesondere aufgrund der Impulse aus der französischen Kirche. Dem erwähnten kirchlichen Selbsterhaltungsinstinkt, der sich bisweilen ebenso deutlich wie in Metadiskursen auf der Ebene des pfarrlichen Lebens zeigt, wäre durch eine profilierte Neujustierung der Zweck-Mittel-Relation kirchlichen Lebens zu begegnen: „Was ist nötig, damit sie [die Kirche; J. L.] existiert? Die Antwort ist klar: Dass der Glaube verkündet wird, dass das Gebet nicht aufhört, dass der Nächstdienst verwirklicht wird.“ (229) Wie überzeugend, weil einfach lesen sich solche Sätze, und wie schwer wiegt dagegen das strukturelle und ekklesial-schuldhaftige „Kirchengeröll“,

das die Diskurse unserer Tage blockiert. Für jemanden, der die weiteren Impulse der französischen Kirche noch nicht kennen sollte, lesen sich schließlich die vielfachen Erfahrungsberichte aus diesen Kontexten wie Jungbrunnen für hiesige ekklesiale Aporien. Man fragt sich, warum die Rezeption bzw. eine gute Experimentierfreudigkeit bisweilen auf sich warten lassen. Vielleicht, weil sich neben kirchenorganisationellen Ladehemmungen gerade der deutsche Kontext mit flexiblen Leitungsformaten und seinen sicherlich fluiden Verantwortlichkeiten schwertut. Zumindest ließe sich dies angesichts der folgenden Beschreibung vermuten: „Es gibt [in französischen Kontexten; J. L.] feste Regeln, um die Leitung als ein freies Spiel zwischen Subjekten, Instanzen und Ebenen zu sichern; und es gibt die Anerkennung dieser Regeln, eine Art ‚Spielkultur‘. Dazu gehört an erster Stelle, dass das ‚Es gibt‘ gelebt wird, d. h. das Bewusstsein, selber aus Geschenkem heraus, nämlich aus empfangenem Vertrauen zu leben, und die Dankbarkeit für das Vertrauen Gottes, aus dem heraus Menschen eigentlich nicht anders können als ihrerseits zu schenken, was sie empfangen haben.“ (247) – Sicherlich eine idealtypische Beschreibung einer „Theologie aus Beziehung“, die dafür aber, ebenso wie viele andere Impulse dieses Bandes, nichts von ihrer inspirativen Kraft einbüßt.

Jan Löffeld

Religion und Moderne

Robert Müller, *Ressentiment. Wiege des Populismus*. Dresden: Verlag Text & Dialog 2019, 164 S., 19,90 €, ISBN 978-3-943897-47-0

Unter den inzwischen zahlreichen Publikationen zum Phänomen des Populis-

mus verdient dieser Essay des Erfurter Philosophen Robert Müller besondere Aufmerksamkeit. Dem Vf. geht es nicht um ein weiteres Buch mit gut gemeinten Ratschlägen in dem interdisziplinär fachkundig aufgestellten Feld. Das Erkenntnisinteresse ist genuin philosophisch

und verfolgt eine doppelte Strategie. Erstens wird das Ressentiment als ein psychologisches und moralisches Problem in dichter Beschreibung präsentiert und philosophisch reflektiert. Zweitens wird die These vertreten, dass aktuelle populistische Bewegungen einen möglichen Ursprung in der Ressentimentbildung haben, ohne allein darauf reduziert werden zu können. Der Vf. lässt keinen Zweifel daran, dass für ihn nur eine Philosophie relevant ist, die „bei den Menschen ihrer Zeit beginnt“ (7) und ihre Ängste ernst nimmt. Andererseits erhebt er den Anspruch auf eine fundamentale Reflexion, die nicht in erster Linie tagesaktuelle Politikberatung und Therapie sein kann. Die doppelte Bezugnahme auf einen komplexen ideengeschichtlichen Fundus und auf Gegenwartsfragen gelingt in einer zugleich anspruchsvollen und unpräzisen Darstellung, die gut lesbar ist.

Das Buch ist in acht Kapitel unterschiedlicher Länge gegliedert. Die ersten vier Kapitel sind einer differenzierten Rekonstruktion des schillernden Phänomens des Ressentiments gewidmet, das individuelle und soziale Aspekte hat. Eine wichtige Referenz ist Max Schelers Buch *Das Ressentiment im Aufbau der Moralen* (1912), dessen oft unterschätzte oder gar vergessene moralphilosophische Bedeutung durch den Essay eine neue Strahlkraft erhält. Im fünften Kapitel münden die bis dahin dargelegten individual- und sozialpsychologischen Überlegungen in die zentrale These, wonach das Ressentiment als eine Machttechnik instrumentalisiert werden kann, die insbesondere von Populisten genutzt wird. Am umfangreichsten ist das sechste Kapitel, das mit Nietzsche den auch schon vorher mehrfach berücksichtigten, wichtigsten Autor ins Gespräch bringt, der mit seiner provozierenden Behauptung von der Geburt der christlichen Moral und der gesamten europäischen Kultur aus dem Geist des Ressentiments mehr

ist als ein Stichwortgeber für gelehrte Debatten. Nietzsches Moral- und Zivilisationskritik bleibt bis heute eine der gewichtigsten Anfragen an Religion und Gesellschaft und verlangt nach kompetenten Antworten aus Theologie und Ethik. In den beiden abschließenden Kapiteln werden kritische Einwände gegen Nietzsche diskutiert – ein Höhepunkt ist die feinfühligste Auseinandersetzung mit Jean Amery (133–138) –, und es werden Widerstandskräfte gegen das Ressentiment zur Sprache gebracht.

Wenn Ressentiments aus dem Gefühl der Unterlegenheit entstehen, die realen oder imaginierten Anderen angelastet wird, dann sind realistische Strategien des Widerstands in der Selbstbehauptung und in der wechselseitigen Anerkennung von prinzipiell verletzlichen Personen zu suchen. Dauerhafte Kränkungen provozieren nur immer neue Racheimpulse und wirken wie ein Gift, das mit rationalen Argumenten nicht aus der Welt zu schaffen ist. Die Kernthese des Buches ist nahe bei der verbreiteten Auffassung angesiedelt, dass Menschen, die vom Populismus verführbar sind, ein schwaches Selbstwertgefühl hätten und sich als sozial Abgehängte und frustrierte Globalisierungsverlierer an vermeintlichen Feinden rächen wollten. Es wäre zu einfach, diese Opferrolle nur zu denunzieren und als perfide ideologische Haltung zu verteufeln. Die Ohnmachterfahrung der Menschen mit starken Ressentiments ist real und insofern als Faktum nicht zu relativieren. Man darf den Schrei der Hilflosigkeit „nicht einfach per se als ungerechtfertigt zurückweisen. Niemand verfällt aus Böswilligkeit dem Ressentiment – sondern aus einem Überwältigt-Sein; dadurch, dass man fundamental machtlos ist gegen irgendwen oder irgendwas.“ (145) Die Stärke des Essays liegt in der souveränen Auswertung der philosophisch einschlägigen Autoren, die bislang in der politik- und sozialwissenschaftlichen Populis-

musforschung nur geringes Interesse fanden. Die explizite Auseinandersetzung mit kontroversen Debatten zum Populismus bleibt allerdings unterbelichtet.

Das klar strukturierte und gut dokumentierte Buch liefert keine naiven Therapievorschläge, sondern eine Fülle von nuancierten Anregungen für philosophisch Interessierte und für die theologisch-ethische Arbeit sowohl in ihrer moraltheologischen wie in ihrer sozial-

ethischen Spezialisierung. Die Lektüre dieser Bausteine zu einer kritischen Anthropologie und Theorie der Gesellschaft ist allen zu empfehlen, die einen ungewohnten Blick auf die Auseinandersetzung mit dem Populismus werfen wollen und dabei zu selbstkritischen Einsichten in Genealogie und Funktionsweise moralischer Wertungen bereit sind.

Walter Lesch

Irene Dingel/Christiane Tietz (Hg.) unter Mitarbeit von *Marion Bechtold-Mayer*, Säkularisierung und Religion. Europäische Wechselwirkungen (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz - Supplement 123), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2019, 220 S., 55,00 €, ISBN 978-3-525-57093-7

Der Tagungsband betrachtet das komplexe Verhältnis von Säkularisierung und Religion aus historischer, religionswissenschaftlicher, juristischer und theologischer Perspektive und referiert in den Einzelstudien die Geschichte der neuzeitlichen Physikotheologie und der russischen Orthodoxie der letzten 100 Jahre, stellt den Umgang mit Säkularisierungstendenzen im Islam, in den reformierten Kirchen der Schweiz und in der katholischen Selbstreflexion um das Zweite Vatikanische Konzil herum dar und wirft einen Blick auf das deutsche Religionsverfassungsrecht.

Das alles wird einleitend flankiert durch eine grundsätzliche Betrachtung zur „Deutungsmacht“ von Säkularisierungstheorien sowie durch einen religionssoziologischen Versuch, die regional verschiedenen Säkularisierungsformen bzw. „Modernen“ und die unterschiedlich erfolgreiche Reaktion auf diese bei den christlichen Kirchen und individuell bei ihren Mitgliedern weltweit auf den Begriff zu bringen. Die „Wechselwirkungen“ zu erzielen, überlassen die

Herausgeberinnen weitgehend der Lektüre. Ein weniger rudimentär gebliebenes Personenverzeichnis und ein Sachregister wären dafür hilfreich gewesen.

Einige Problemlinien seien skizziert: Vom überwölbenden „Masternarrativ“ (Säkularisierungsthese: Modernität ist Religionsverlust; oder Markttheorie: Vielfalt begünstigt Religion etc.) muss man sich zugunsten einer „multi-paradigmatischen Theorieperspektive“ verabschieden, alles andere scheitert empirisch an den regionalen Unterschieden (D. Pollack). Verallgemeinernde Säkularisierungs- und Modernitätstheorien dienen ja nicht nur der Erkenntnis und der Prognose, sondern wollen – anders als die Wettervorhersage – eine eigene Zukunftsmacht entfalten oder sollen es sogar, wie sich an J. Habermas und Ch. Taylor zeigen ließe (H. v. Sass). Auch der praktische Ratschlag schlechthin für den religiösen Umgang mit der säkularen Moderne ist nicht zu gewinnen, zu widersprüchlich sind die Perspektiven und Erfahrungen im vorgelegten Material und die sich daraus ergebenden Postulate. Anders als der oberflächliche Blick auf „die Muslime“ (die oft gar keine mehr sind) suggeriert, vollzieht der Islam mit zeitlicher Verzögerung im Zuge der Nationenbildungen einen ähnlichen Lernprozess wie Westeuropa, dessen Ende überall offenbleibt (M. Sing). Pollack beobachtet generell als beson-

ders wirksam die wechselseitige „funktionale Diffusion“ von christlicher Religion und Moderne bzw. deren gesellschaftlichen Sphären. Eine Variante dafür wäre „Russe gleich orthodox“, unabhängig von Religiosität und kirchlicher Praxis (J. Kusber). Den sich als „bekenntnisfrei“ deklarierenden reformierten Kirchen in der Schweiz scheint es sogar gelungen zu sein, das Säkularisierungsproblem so sehr zu integrieren, dass es letztlich kein Problem war und ist (M. Felder/F. Mathwig). M. Germann preist die bundesrepublikanische Religionsgesetzgebung, lucide erläutert, als gelungen und deshalb vorbildlich; ihm gelten die Kruzifixe in Schulen und Amtsstuben als „für religiöse und weltanschauliche Deutungen offene Symbole“. Das erinnert dann doch sehr an die derzeitige Diskussion um das goldene Kreuz auf dem rekonstruierten Berliner Stadtschloss. Umgekehrt das Titelbild des Sammelbandes: Das Zürcher Großmünster wird von der Nationalflagge gekrönt. Ist sogar die Säkularisierung wie bei R. Guardini und E. Biser ein

Element christlicher Binnenerfahrung? (Dabei könnte es sich jedoch auch um eine „deutungsmächtige Eingemeindung“ oder ein „anachronistisches Narrativ verspäteter Harmonisierung“ handeln, wie es v. Sass bei F. Gogarten moniert.) Oder induziert die Moderne im Gegenteil eine (Zu-)Rückbesinnung auf den christlichen Wesenskern, was seine Reinigung von der Verweltlichung und die Heilung der Vernunft durch den Glauben erforderte, wie bei J. Ratzinger – Atheismus als Chance (R. M. Fuchs)? Pollack assoziiert im mehrdimensionalen Ringen der (christlichen) Religion mit der Moderne jeweils eine auf- und absteigende Parabelkurve. Anders gesagt: Es ist die Suche nach der Mitte zwischen den diversen Extremen. Die aber ist, wie schon Aristoteles in seiner Tugendlehre wusste, schwer zu finden. So legt man das Buch aus der Hand: materialreich und den Horizont erweiternd informiert, aber auch irritiert und nachdenklich – und so soll es auch sein.

Eberhard Tiefensee

Severin J. Lederhilger (Hg.), *Gott und die digitale Revolution* (Schriften der Katholischen Privat-Universität Linz Bd. 6), Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2019, 230 S., 24,95 €, ISBN 978-3-7917-3116-2

Im Sammelband „Gott und die digitale Revolution“ sind Vorträge der 20. Ökumenischen Sommerakademie, die im Juli 2018 in Kremsmünster in Oberösterreich stattfand, veröffentlicht. Von sehr unterschiedlichen Perspektiven aus wird eine überaus aktuelle Frage unserer Zeit reflektiert. Wie hat die Digitalisierung unser individuelles und auch gemeinsames Leben verändert und wie gehen die kirchlichen Gemeinschaften damit um? Was sind die Hoffnungen und Chancen, was die Befürchtungen und Fallen? Die

theoretischen Beiträge von verschiedenen wissenschaftlichen Bereichen werden zusammen mit pastoralen und spirituellen Impulsen aus katholischer und evangelischer Sicht dargestellt. Das Ziel der Beiträge ist es, in einer differenzierten Weise aktuelle Herausforderungen im Hinblick auf die Verkündigung zu identifizieren und die neuen Technologien in den Dienst der Evangelisierung zu stellen. Die Artikel sind sehr vielfältig in Bezug auf Inhalt und Stil: einige folgen einer strikt wissenschaftlichen Methode, andere stellen eher persönliche Erfahrungsberichte (aus der Pastoral, Schule etc.) dar.

Der erste Teil des Bandes ist der systematischen Reflexion gewidmet. Die Hauptfrage fast aller Beiträge ist, wel-

ches Menschenbild hinter dem Prozess der Digitalisierung steckt und wie die neuen Technologien den Menschen und das gesellschaftliche Leben verändern. M. Scheuer zeigt in einer Synthese der abendländischen, philosophischen und geistlichen Tradition, dass die heutige digitale Welt eigentlich wieder die alte grundlegende Frage des Verhältnisses zwischen Geist und Materie, zwischen Funktionalität und Sinn auf neue Weise aufwirft. Er sieht in der Fähigkeit der Unterscheidung der Geister eine aktuelle Methode für das verantwortliche Handeln auf der individuellen und kollektiven Ebene.

Einige Autoren (G. Lehner, W. Thiede) warnen vor einer Euphorie angesichts des technologischen Fortschrittes und betonen vor allem kritische Aspekte der Digitalisierung, wie z. B. die Gefahr einer Ersetzung des Menschen durch die digitalen Technologien in verschiedenen Bereichen (Arbeit, Pflege, Erziehung, Beziehungen ...), das Streben nach technologischer Verbesserung des Menschen (Transhumanismus), die Übermacht der künstlichen Intelligenz. Die Rolle der Kirchen bestehe in der Bewahrung eines authentischen Menschseins, das sich nur durch ein unmittelbares Verhältnis mit anderen Menschen entwickle. Auch die Vortragenden, die sich professionell mit der künstlichen Intelligenz beschäftigen, wie G. Stocker und Y. Hofstetter, heben kritische Aspekte der Digitalisierung hervor, weisen aber deutlich darauf hin, dass letztlich immer der Mensch für die weitere Entwicklung der Zivilisation verantwortlich sei. Die Stärkung der sozialen Intelligenz und die Bewahrung des souveränen und selbstbestimmten Menschen ist in diesem Kontext von entscheidender Bedeutung. Zum ähnlichen Schluss kommen in der ethischen Bewertung auch M. Fuchs und P. G. Kirchschräger, die auf die Gefahr eines Reduktionismus aufmerksam machen und vor einem rein technologischen Fortschritt

ohne ethische und rechtliche Orientierungen warnen. Der Mensch als autonomes, freies und moralfähiges Wesen darf auch in der Zukunft nicht gefährdet werden.

Der zweite Teil beschäftigt sich überwiegend mit konkreten Anwendungen der digitalen Technologie im kirchlichen Bereich. I. Nord weist darauf hin, dass das Christentum der Bildung immer einen hohen Wert zugeschrieben hätte und dass deshalb heute auch die *digital literacy* gefördert werden solle. Wie in der Vergangenheit die Schrift und der Buchdruck Medien für die Evangelisierung waren, so müsse sich christliche Bildungsarbeit heute der neuen digitalen Medien bedienen und damit die Digitalisierungsprozesse mitgestalten. Sie stellt das Würzburger Projekt „RELab digital“ vor und plädiert für die umfangreiche Einführung digitaler Medien im Unterricht. Viel kritischer gegenüber der Digitalisierung ist J. Haberer, die deren ambivalenten Charakter betont und vor einer Verarmung des Denkens und der zwischenmenschlichen Beziehungen warnt. Sie verweist konkret auf negative politische Konsequenzen der digitalen Kommunikation für die demokratische Gesellschaft. L. Müller-Marienburg als evangelischer Pastor, W. Krautwaschl als katholischer Bischof und A. Čilerdžić als Bischof der serbisch-orthodoxen Kirche teilen ihre persönlichen Erfahrungen mit den digitalen Medien in der Pastoral und die damit verbundenen offenen Fragen mit. Als abschließender Beitrag wurde die Predigt beim Abschlussgottesdienst abgedruckt, in der der Herausgeber des Bandes S. J. Lederhilger fragt, ob der Gott der Zukunft ein Computer sein könne. Er ist überzeugt, die digitale Technik versage bei den drei „Z“: „Zärtlichkeit, Zuwendung und Zeit“. Auch im digitalen Zeitalter sehnten sich die Menschen nach einem *lebendigen* Gott, nach einem *persönlichen* Verhältnis. Der gläubende Mensch weiß, „dass das Geheimnis Gottes und des Menschen sich jedem

berechenbaren Algorithmus entzieht“ (226).

Der Kontext der Corona-Krise hat die Brisanz des Themas der Digitalisierung noch erhöht und der vorliegende Band gibt den Leserinnen und Lesern eine ausgewogene und vielschichtige Darstellung der Chancen und Grenzen digitaler Technologien. Kritisch kann jedoch angemerkt werden, dass der Sammelband zu wenig Raum für eine spezifische Reflexion über Gott und Religion bietet. Glaube und Theologie sollen auch im digitalen Zeitalter die innere Kraft der Menschen stärken, damit sie als freie und verantwortliche Akteurinnen und

Akteure Entscheidungen treffen und Leben gestalten können. Ebenso wenig wurde im Band konkret über Möglichkeiten der neuen Medien für Pastoral und Liturgie nachgedacht. Während der Ausgangsbeschränkungen wurde das Leben der kirchlichen Gemeinschaften vorwiegend über die digitalen Medien aufrechterhalten, und es zeigten sich viele neue Chancen, aber auch Gefährdungen. Eines wurde dabei besonders deutlich: der Mensch erfährt sich als Mensch und bleibt Mensch nur in und durch personale Beziehungen.

Roman Globokar

Tobias Mayer, Typologie und Heilsgeschichte. Konzepte theologischer Reform bei Jean Daniélou und in der Nouvelle théologie (Innsbrucker theologische Studien 96), Innsbruck – Wien: Tyrolia 2020, 298 S., 32,00 €, ISBN 978-3-7022-3857-5

Tobias Mayer analysiert in seiner im Jahr 2018 an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien eingereichten Dissertationsschrift anhand der geschichtstheologischen Ausführungen Jean Daniélous (1905–1974), eines maßgeblichen Vertreters der Nouvelle théologie, die theologische und praktisch-ideenpolitische Genese zweier zentraler Begriffe der theologischen Reform vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil: die Begriffe der Typologie und der Heilsgeschichte. Im Wesentlichen geht es Mayer um eine „Begriffs- und Ideengeschichte der theologischen Reform“ (16), die er an den titelgebenden Konzepten von Typologie und Heilsgeschichte expliziert.

Im ersten Teil seiner Studie verortet der Vf. das Werk Daniélous theologiegeschichtlich und analysiert die Begriffe „Nouvelle théologie“, „Heilsgeschichte“, „Typologie“ und „Allegorie“. Der Vf. hält fest, dass der Begriff „Nouvelle

théologie“ sich als Bezeichnung für eine lose zusammenhängende Gruppe französischsprachiger Theologen der 1930er- bis 1960er-Jahre eignet und als Sammelbegriff für eine Vielfalt an theologischen Stilen und Methoden fungiert. Kernziel dieser Bewegung sei die Modernisierung der katholischen Theologie gewesen. Inhaltlich betrachtet, zeichne sich die Nouvelle théologie durch ein geändertes Offenbarungsverständnis aus, das den personalen Aspekt der Selbstkundgabe Gottes in den Mittelpunkt rückt. Hinsichtlich des Begriffs der Heilsgeschichte notiert Vf., dass dieser als erzählerische Sprachform und „Programmwort der theologischen Emanzipation aus den neuscholastischen und antimodernistischen Bindungen“ (127) dient, der die offenbarungstheologische Neujustierung sichtbar macht. Entlang der Grenze von Geschichte und Übergeschichte, Natur und Übernatur verortet der Vf. auch Typologie und Allegorese. Er unterstreicht dabei die Relevanz der „Opposition von innergeschichtlicher, konkreter, ‚realistischer‘, und daher legitimer Typologie – und ungeschichtlicher, abstrakter, vergeistigter, und daher illegitimer Allegorese für die Theologie im 20. Jahrhundert“ (153).

Auf Grundlage der im ersten Teil erfolgten Kontextualisierung wertet der zweite Teil die Reformfunktion und Potenziale des heilsgeschichtlichen Ansatzes Daniélous hermeneutisch aus. Bei seinen Überlegungen zur Funktionsweise von Typologie und Allegorese bezieht der Vf. auch die Arbeiten Henri de Lubacs (1896–1991) ein. Er kommt zum Schluss, dass das Interesse an der Geschichte „die typologische mit der heilsgeschichtlichen Thematik in bemerkenswerter Weise [verbindet], denn durch die Typologie wird eine besondere Betonung der historischen Grundierung der Schriftauslegung einschlägig“ (16). Im Anschluss an Daniélou begreift der Vf. die geistige Schriftauslegung, welche die hermeneutischen Traditionen von Typologie und Allegorese aufgreift, „als eine bedeutungserschließende theologische Reflektions- und Sprachform [...], der es um einen geschichtlich strukturierten Interpretationsakt geht“ (266). Der sich in der Allegorese manifestierende geistige Sinn bedeutet damit keine Spiritualisierung der Geschichte, „sondern das Verstehen wird von historischen Konkretionen angeleitet“ (266).

Daniélous Insistieren auf eine heilsgeschichtliche Auslegung von Theologie und Geschichte zeige auf, so Mayer, dass

im Ereignischarakter der Offenbarung deren Geschichtlichkeit verbürgt sei. Gegenüber der neuscholastischen Theologie erfolge eine Aufwertung der Geschichte, welcher heilsgeschichtliche Qualität zukomme. Mayer führt Daniélous „These der Entsprechung der Differenz-Einheit mit der von Profangeschichte und Heilsgeschichte“ (261) an, bei der die christologische Vorstellung des „unvermischt und ungetrennt“ geschichtstheologisch angewendet wird.

Äußerst hilfreich ist, dass der Vf. im Verlauf der Untersuchung seine gewonnenen Ergebnisse durch kurze Zusammenfassungen bündelt.

Eine heilsgeschichtliche Fokussierung der Theologie wird zur Frage, wo es um die interdisziplinäre und interreligiöse Verständigung geht. Die Potenziale heilsgeschichtlicher Deutung hat der Vf. jedoch gründlich herausgearbeitet. Mayers Überlegungen dürfen daher als ein wichtiger theologiegeschichtlicher Beitrag zu Reformansätzen im Vorfeld des Zweiten Vatikanischen Konzils angesehen werden. Zugleich bietet Mayer eine präzise Analyse und Interpretation des Werks von Jean Daniélou.

Christian Seitz